

Die Zeit des behüteten Wohlstands ist vorbei, Disruption und Kriegstüchtigkeit lauteten die Begriffe der Stunde, und die sich manifestierenden Feindschaftsverhältnisse rufen Erinnerungen an die Bedrohungen des Kalten Krieges wach. Und wenn alles ganz anders war? In zwei ganz unterschiedlichen Versuchen widmen sich Harald Jähner und das Autorenkollektiv Heinz Bude, Bettina Munk und Karin Wieland den frühen 1960er Jahren. Sie ergründen den Möglichkeitssinn jener Zeit und befragen ihn für die Jetztzeit. Während Harald Jähner die mentalitätsgeschichtliche Untersuchung seines preisgekrönten Buches „Wolfszeit“ fortsetzt, erzählen Bude, Munk und Wieland in einer Mischung aus Roman und Graphic Novel von einer fiktiven Begegnung zwischen Marlene Dietrich und Willy Brandt und erweitern so das Vorstellungsvermögen des nicht vollends Vergangenen. Wir haben die Autorinnen und Autoren in einem Berliner Café getroffen, um mit ihnen über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede ihrer ungewöhnlichen Projekte zu sprechen.

Was Ihre Bücher trotz ihrer sehr unterschiedlichen Formen verbindet, ist die Auseinandersetzung mit den Jahrzehnten, in denen Sie sozialisiert wurden, die bundesrepublikanischen 50er und 60er. Was hat Sie daran gereizt, und warum haben Sie zur Darstellung die Formen Roman/Graphic Novel, bzw. den mentalitätsgeschichtlichen Essay gewählt?

Karin Wieland: Den Ausgangspunkt für „Transit 64“ bildete der Film „Liebe 1962“ von Michelangelo Antonioni. Das ist ein karger, in strengem Schwarzweiß gehaltener Film mit Monica Vitti und Alain Delon in den Hauptrollen. Es geht darin um die Verlorenheit im Italien der Nachkriegszeit. Die Bilder scheinen derart mächtig, dass man kaum Worte dafür findet. Das hat uns dazu bewogen, eine Geschichte zu suchen, die in dieser Zeit, Anfang der 60er Jahre, spielt und sie mit dem Genre der Zeichnung zu kombinieren. Die Grautöne bedeuten keineswegs, dass es um Ödnis oder Langeweile geht. Vielmehr sind sie Schattierungen dessen, was ähnlich ist. Die Farbwahl stand also am Beginn, und als wir nach einem Schauplatz dafür suchten, landeten wir natürlich unweigerlich im geteilten Berlin.

Bettina Munk: Unter diesem Vorzeichen von Schwarzweiß mit Grautönen sind denn auch die Zeichnungen angelehnt, die ganz unmittelbar das Lebensgefühl transportieren und eine Vorstellung davon geben, wie die Mode aussah, die Telefone, Fernseher und Propellermaschinen.

Harald Jähner: Das Wort Lebensgefühl ist das Stichwort für das, was mir vorgeschwebt hat. Es geht auch in „Wunderland“ darum, zu verstehen, wie wir wurden, was wir sind. Dabei ist nicht ganz unerheblich, dass das Wirtschaftswunder und die Pubertät der Republik zusammenfallen mit meiner eigenen Kindheit – ich bin Jahrgang 1953. Das sogenannte Wirtschaftswunder steht für einen scheinbar ungebrochenen Aufstieg, es geht linear immer nur aufwärts mit Wachstumsraten von durchschnittlichen, heute traumhaft erscheinenden sechs Prozent. So geradlinig das



Bettina Munk, „Paris - Berlin“.

„Eine Zeit, die sich selbst nicht versteht“

Harald Jähner und das Autorenkollektiv Heinz Bude, Bettina Munk und Karin Wieland über ihre aktuellen Buchprojekte, in denen sie die frühen 1960er Jahre befragen. Ein Interview von Harry Nutt

aussieht, so turbulent sind in Wahrheit die dramatischen Veränderungen, die damit einhergehen. Zu Beginn steht eine relativ konformistische Gesellschaft, die ganz auf Arbeit fokussiert ist. Es wurde malocht bis zum Umfallen. Die Begleiterscheinungen des Booms waren Dreck, Lärm und Stress. Nichts davon sah nach Pastellfarben aus. Doch am Ende dieser zwölf Jahre erblicken wir eine hedonistische Überflusgesellschaft, die auf Genuss und Selbstentfaltung ausgerichtet ist. Die Früchte der Arbeit, nämlich ein ebenso ungemütlich als auch Phänomene wie der neue Zärtlichkeitskult der Popkultur hoben die Selbstverwirklichung auf den Thron der Wertehierarchie. Da hat eine enorme Entwicklung des Gefühlshaushalts stattgefunden, die uns bis heute prägt.

Heinz Bude: Wobei wir in unserem Buch einen Kontrapunkt dazu setzten. Wir sagen, dass die frühen 60er Jahre eine Zeit sind, die sich selbst nicht versteht. Die Leichtigkeit ist nur vordergründig sichtbar. Es ist eine Zeit, in der es um existenzielle Fragen geht und die weit weniger optimistisch war als angenommen. Es herrschte das Gefühl vor, noch einmal davon-

gekommen zu sein. Die Bedrohung war allgegenwärtig. **Harald Jähner:** Deshalb beginne ich mit einem Zitat von Rüdiger Altmann, der von einer Gesellschaft spricht, die vom Nichts angeweht ist. Sie kann sich nicht verstehen, weil sie nicht zurückschaut. Ich lese diese Zeit denn auch als eine der langsamen Identitätsfindung.

Wie passen Marlene Dietrich und Willy Brandt dazu?

Karin Wieland: Sie sind Schiffbrüchige. Obwohl sie aus historischer Sicht gewonnen haben, sind sie Verlorene. Von 1964 aus gesehenen, steht Dietrich noch elf Jahre lang als Soldatin des Zweiten Weltkriegs singend auf den Bühnen der Welt. Willy Brandt wiederum wird zweifellos unser wichtigster Bundeskanzler, aber 1964 befand er sich als Regierender Bürgermeister von Berlin noch in einer ganz anderen Lage. Beide sind 1964 welche, denen man den Sieg nicht zugesteht.

Ist es nicht in vielfacher Hinsicht typisch, dass die Skizze einer linearen Entwicklung sehr ungenau ist und die Narben und Brüche durch Begriffe wie Aufstieg und nivellierte Mittelstandsgesellschaft kaschiert

werden? Man hat weitgehend ausgeblendet, dass das öffentliche Bild der Nachkriegsjahre stark von Kriegsversehrten geprägt war.

Karin Wieland: Bei Dietrich und Brandt geht es um etwas anderes. Sie gelten als Verräter. Und das Urteil über die Verräter sprechen die Verratenen. Das unterscheidet sie von Soldaten, die einen Arm verloren haben. Marlene Dietrich kehrt als Amerikanerin zurück, und Willy Brandt ist erst seit dreizehn Jahren wieder Deutscher. Sie gehörten eindeutig nicht dazu.

Harald Jähner: Wobei man dazusagen muss, dass die Zuschreibung Verräter nur von einem Teil der Gesellschaft kommt. An Personen wie Dietrich und Brandt wird deutlich, wie zerrissen das Land jenseits der Wahrnehmung eines raumgreifenden Konformismus war. Draußen vor den Sälen demonstrierten alte und neue Nazis, aber drinnen wurde Marlene Dietrich frenetisch gefeiert.

Karin Wieland: Die Ablehnung galt auch umgekehrt. Sie mochte diese Deutschen nicht. Marlene Dietrich ist ein politisches Symbol und eine moderne Künstlerin, für die das Gerede von der Heimatlosigkeit der Emigranten purer Kitsch ist. Im starken Begriff des Verrats

kommt zum Ausdruck, dass die Zugehörigkeit nicht eindeutig gekennzeichnet ist.

Bettina Munk: Das gilt noch immer. Bei den sogenannten Autonomen wird Dietrich als Antagonistin des Systems gefeiert. Wenn man in Kreuzberg in einen Rebel Store geht, stößt man immer wieder auf Plakate mit ihr.

Heinz Bude: Es herrscht die Einschätzung vor, dass die Akzeptanz der Deutschen über ihre Fähigkeit zur schnellen Anpassung verlief. Aber auch bei der Anpassung kommt es darauf an, in welche Richtung sie geht. Und Willy Brandt war sehr früh einer, der die Richtung vorgegeben hat.

Harald Jähner: Das trifft auf Adenauer in besonderem Maße ebenfalls zu. Die zunächst von der SPD gehegten Vorstellungen eines neutralen, geeinten Deutschlands zwischen den Blöcken lehnte er vehement ab. Sein eisernes Festhalten an der Westbindung folgte einer klaren Richtungsentscheidung, bei der er viele deutsche Emotionen gegen sich hatte.

Beim Schreiben wurden Sie mit der brutalen Gewalt zeitgeschichtlicher Ereignisse konfrontiert, dem russischen Überfall auf die Ukraine und dem Terroranschlag der Hamas vom 7. Oktober 2023 gegen Israel. Welchen Einfluss hatte diese auf Ihre jeweiligen Projekte?

Heinz Bude: Einen unmittelbaren Einfluss hatte das nicht. Wir haben jedoch in dem Gefühl geschrieben, dass die Zeiten härter werden. Einfach so weiter machen wie bisher, geht nicht mehr. Das stellt auch andere Anforderungen ans politische Personal.

„Bei den sogenannten Autonomen wird Dietrich als Antagonistin des Systems gefeiert“

Bettina Munk

Karin Wieland: Mich haben die äußeren Geschehnisse beim Schreiben auf eine bestimmte Weise unterstützt. Der Kalte Krieg ist eine Art Hyperobjekt, dessen Stimmung – Gut gegen Böse, wir gegen die – plötzlich zurückgekehrt ist.

Harald Jähner: Mich hat fasziniert, wie stark die Nerven damals waren. Angesichts der Kubakrise wählte sich die ganze Welt kurz vor dem Beginn eines Atomkriegs. Es ist kaum noch vorstellbar, dass 1965 während einer Bundestagssitzung in der Berliner Kongresshalle den ganzen Tag sowjetische MIG-Jäger unmittelbar über Berlin und das Gebäude hinwegdonnerten. Vielleicht hat das mehrfache Durchbrechen der Schallmauer über dem Dach sogar dazu beigetragen, dass es ein paar Jahre später eingestürzt ist. Verglichen mit den Drohnen, die heute über Flughäfen gesichtet werden, war das eine viel stärkere und aggressivere Geste.

Die Weltordnung von gestern, die damals trotz aller fragilen Momente zunehmend stabil schien, ist heute zerbrochen, und eine neue sich abzeichnende geopolitische Konstellation weist viele Ähnlichkeiten zu der des Kalten Krieges auf. Auf verblüffend ähnliche Weise werden wieder Debatten über Aufrüstung und Abschreckung, Faschismus und Totalitarismus geführt. Inwieweit verraten Ihre Bücher, was aus den Nachkriegsjahren zu uns spricht? Was ist anders?

Bettina Munk: Uns ging es darum, den Mut hervorzuheben, den man in solchen Situationen aufbringen kann. Brandt und Dietrich waren einsame Figuren, das zeichnete sie aus. Beim Schreiben und Gestalten des Buches haben wir an ihnen gelernt, dass man Einsamkeit aushalten können muss, um Mut zu haben.

Karin Wieland: Es gibt gerade viele Beispiele einer erzählenden Geschichtsschreibung, die vom sogenannten Vorabend des Faschismus sprechen. Das ist mir ein wenig zu behaglich und gar zu sentimental. Wir haben deshalb Personen gewählt, die zu Antifaschisten getaucht haben. Brandt und Dietrich verlangen uns etwas ab. Viele wissen heute nicht, dass wir mit Willy Brandt einen Bundeskanzler hatten, der undercover



Bude Munk Wieland: Transit 64. Hanser, München 2025. 208 Seiten, 25 Euro.



Harald Jähner: Wunderland. Die Gründerzeit der Bundesrepublik 1955 – 1967. Rowohlt Berlin 2025. 479 S., 32 Euro.

ZUR PERSON

Harald Jähner, 1953 in Duisburg geboren, war bis 2015 Feuilletonchef der „Berliner Zeitung“. Zuletzt erschienen die Bücher „Wolfszeit“ über die unmittelbaren Nachkriegsjahre in Deutschland und „Höhenrausch“ über die Zeit zwischen den Weltkriegen (beide bei Rowohlt Berlin).

Bude Munk Wieland sind Heinz Bude, geboren 1954, von 2000 bis 2023 Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel und seit 2020 Gründungsdirektor des dortigen documenta Instituts. Bettina Munk, geboren 1960, studierte Kunst in Berlin und London. Karin Wieland, geboren 1958, studierte Politische Wissenschaften an der Freien Universität Berlin, wo sie als Schriftstellerin lebt. Als Autorinnen-und Künstlerkollektiv veröffentlichten sie 2020 den Roman „Aufprall“ im Hanser Verlag.

im nationalsozialistischen Berlin gearbeitet hat. Deshalb lag für uns die Fiktion nahe, dass dieser Kanzler eine Schauspielerin, die als Soldatin der Alliierten an der Front gesungen hat, für das Amt der Bundespräsidentin vorschlägt. „Transit 64“ ist ein politisches und vor allem ein feministisches Buch.

Harald Jähner: Ich denke, es ist ein wenig in Vergessenheit geraten, wie feindselig die Atmosphäre war und wie hochgerüstet Ost- und West-Deutschland gegeneinander standen. Dazu gab es die entsprechende Propaganda, die von der Brüder- und Schwestern-Rhetorik nur oberflächlich verdeckt wurde. Die Feindbilder wurden ständig neu formatiert. Hier die angeblich amerikanische Kolonie egoistischer Materialisten, die keine Kameradschaft und keinen Zusammenhalt kennen, dort die angebliche Kolchosementalität eines Kollektivs grauer Mäuse, die ihren ganzen

„Verhandle nie aus Furcht, hieß der Grundsatz bei Willy Brandt und Egon Bahr“

Heinz Bude

Lebenszweck im Zusammenrücken sehen. Hinter Magdeburg beginnt für mich Asien, erklärte Adenauer. Die Feindbilder des Kalten Kriegs wirken bis heute nach. Dabei blieb die Vorstellung, dass im Zuge der Blockkonfrontation einmal Deutsche auf Deutsche schießen müssten, eine unerträgliche Vorstellung, aus der ein spezifischer Pazifismus erwuchs, der uns von anderen europäischen Ländern unterscheidet. Das ist vor dem Hintergrund des Kriegs gegen die Ukraine wieder deutlich geworden. Es lohnt gerade heute, sich die Debatten um die Gründung der Bundeswehr und um die Wiederbewaffnung nach dem Zweiten Weltkrieg verknüpft erneut vor Augen zu führen.

Heinz Bude: Wobei bereits Willy Brandt zusammen mit Egon Bahr der Meinung war, dass Verhandlungen nur aus einer Position der Stärke zu Ergebnissen führen. Verhandle nie aus Furcht, hieß der Grundsatz, aber fürchte dich auch nie davor, zu verhandeln.

Die gesellschaftliche Erinnerung an die 50er und frühen 60er Jahre ist stark geprägt von Assoziationen zu Schlager und Nierentisch. Was taugen solche Klischees und wie umschifft man sie?

Bettina Munk: Das Klischee lässt viel aus. Berlin beispielsweise war nach dem Krieg die Hauptstadt der Mode, und nichts verkörperte den Glauben an den Fortschritt so sehr wie die Mode. In den frühen Pariser Entwürfen von Pierre Cardin kündigt sich die Faszination für die Mondfahrt bereits an. Der Berliner Chic zeichnete sich durch klare Linien aus, vorangeführt von Modellen vor den neuen Bauten Westberlins. Getragen wurde das übrigens von Rut Brandt, der norwegischen Frau des Bundeskanzlers.

Harald Jähner: Was ich ästhetisch am eindrucksvollsten wahrgenommen habe, ist der Kanzlerbungalow von Sep Ruf in Bonn, in den Ludwig Erhard als erster eingezogen ist. Ein flaches Gebäude, alles aus Glas, pure Transparenz. Das war noch in der Planungsphase als Luxus verschrien, später fiel aber auf, wie zurückhaltend und bescheiden das war. Erhardt wohne wie ein Maulwurf, lautete eine Schlagzeile. Dabei ist das Gebäude von großer Eleganz, insofern typisch bundesrepublikanisch ist, als es sich bescheiden wegduckt und jede auftrumpfende Geste vermeidet.

„Die Früchte der Arbeit hoben die Selbstverwirklichung auf den Thron der Wertehierarchie“

Harald Jähner



Harald Jähner. IMAGO

Eine zentrale Rolle in „Transit 64“ spielt ein Foto, das den Wehrmachtsoffizier und späteren Bundespräsidenten mit Heinrich Lübke im Planungsgespräch mit Adolf Hitler zeigt. Was lässt sich nach Jahrzehnten intensiver Forschung heute über das Verhältnis der jungen Bundesrepublik zum Nationalsozialismus noch entdecken?

Heinz Bude: Ich denke, es ist enorm wichtig, sich noch einmal klarzumachen, dass die DDR und die Bundesrepublik zwei unterschiedliche Wege gegangen sind. Für die Gründer der DDR war der Faschismus der höchste Grad des Kapitalismus. Nach westdeutscher Lesart war die Weimarer Republik durch das Wirken der antimokratischen Kräfte zugrunde gegangen. Diese sehr unterschiedlichen Konsequenzen aus der Geschichte sind bis heute präsent. Man ist in Ostdeutschland schnell bei der Hand, den Kapitalismus als Ursache für gegenwärtige Schwierigkeiten verantwortlich zu

„Diese Art des Befragens ist deshalb so aktuell, weil wir inzwischen so unsicher sind in unserer Zeit“

Karin Wieland

machen. Aus westdeutscher Sicht läuten bei einer Querfront zwischen ganz Linken und ganz Rechten die Alarmglocken. In unserem Buch kommt Marlene Dietrich aus Hollywood und Willy Brandt aus Oslo. Sie kennen beide das Exil und wissen, was es heißt, gegen die Nazis zu kämpfen.

Karin Wieland: Über die Folgen des Nationalsozialismus in der DDR gäbe es natürlich auch noch sehr viel herauszufinden. Christoph Hein geht das Thema in seinem aktuellen Roman „Das Narrenschiff“ ganz direkt an. Die Romanciers, sagt Hein, schreiben die Geschichte. Dahinter steckt der Gedanke, dass man durch die literarische Fiktion ganz anders an wunde Punkte der Geschichte herankommt. Mit den Zeichnungen in „Transit 64“ haben wir noch eine andere Dimension hinzugefügt. Man wird dabei etwa gewahr, dass auf eine ganz andere Art und Weise geraucht wurde. Während heute an E-Zigaretten gesaugt wird, drückte Rauchen früher so etwas wie eine existenzielle Lässigkeit aus. Wenn wir über diese Jahre schreiben, tauchen wir also in eine verschwundene, sehr geheimnisvolle Welt ein. Diese Art des Befragens, die Sie, Herr Jähner, ja auch vornehmen, ist deshalb so aktuell, weil wir inzwischen so unsicher sind in unserer Zeit.

Heinz Bude: Was uns eint, ist die Suche nach dem Vorstellungsvermögen über eine zurückliegende Zeit. Als Generation ist es unsere Aufgabe, unser Vorstellungsvermögen zu dechiffrieren.

Harald Jähner: Und zwar rückwärts und vorwärts. Wir folgen ja weitgehend der Annahme, dass erst unsere Generation die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in ausreichender Tiefe betrieben habe. Doch das ist Unsinn. Ich setze mich in meinem Buch sehr ausführlich mit der Berichterstattung über den Eichmannprozess von 1961 auseinander. Die bundesrepublikanischen Medien haben ihm eine enorme Aufmerksamkeit geschenkt, in der Breite, aber auch in der Intensität der Reflexion. Die Fragen, die Hannah Arendt in ihrem Bericht über die „Banalität des Bösen“ so emblematisch aufgeworfen hat, tauchen bereits sehr ausführlich in der Tagespresse auf. Intensiv wird die Verstrickung großer Massen in die NS-Verbrechen diskutiert und die aktive Beteiligung der Verwaltungsheere. Das Schweigen hatte früher ein Ende, als wir lange glaubten.

Soziologisch lassen sich beide deutsche Staaten als Aufstiegs-gesellschaften beschreiben. Dennoch dominieren derzeit stark emotionalisierte Versuche, die kurze Geschichte der DDR und deren Ende als unzureichend aufgearbeitete Opfergeschichte zu betrachten. Kann eine derart forcierte Ost-West-Differenz hilfreich sein?

Heinz Bude: Es kommt sicher darauf an, eine Geschichte der Ähnlichkeiten zu schreiben, die gegenwärtig etwas aus dem Blick gerät. Es kommt aber auch darauf an festzuhalten, was uns unwiederbringlich voneinander trennt. Wir werden lernen müssen, mit den Unterschieden zwischen der Teilgesellschaftlichkeit Ost und einer Teilgesellschaftlichkeit West zurande zu kommen. Identität ist da bis auf Weiteres nur aus der Differenz zu gewinnen.



Vogel, aber intakt.

BASSI/IMAGO IMAGES

Schlaf ist Hoffnung

Roland Schimmelpfennig zeigt, dass auch ein exzellenter Lyriker in ihm steckt

VON BJÖRN HAYER

Scheiße“, brüllt eine Frau im Rollstuhl immer wieder, „wann hört das endlich auf? / Das muss doch endlich aufhören“. Hat sie Schmerzen? Verzweifelt sie am Leben? – Fragen, die in der Weite der Bahnhofshalle auf keinerlei Antwort stoßen. Vielleicht nur einige Orte weiter bekennt eine abgemagerte Kellnerin, einfach nicht von ihrer Sucht wegzukommen. Kurz bevor die Schwermütigen in ihre Kneipe hereintaumeln, durchdringt wiederum anderswo ein schrilles Geräusch die verlassen Straßen. Ein Müllwagen leert die Tonnen. Kaum vorstellbar, dass das Plüschtier in der Fahrerkabine einmal weiß gewesen sein soll.

Es ist eine traurige Welt, die Roland Schimmelpfennig in seinem ersten Lyrikband entwirft, eine Welt, die wir bereits aus seiner Prosa und reichhaltigen Dramatik kennen. Ihre Bewohner und Bewohnerinnen leben stets am Rand, ringen mit der Einsamkeit. Nicht einmal die Sonne ist sich darüber im Klaren, wohin sie will. Wen wundert es da schon noch, wenn sich des Nachts ein lyrisches Ich nach einem Lichtschalter auf einer finsternen Kreuzung umschauf?

Während andere Gedichte in diesen Tagen Krieg und Klimawandel thematisieren oder eine Flucht in die Nostalgie darstellen, holt der 1967 in Göttingen geborene Autor die soziale und kulturelle Armut in die Dichtung. Nichts wird rhetorisch verfremdet, gezeigt wird die blanke Wirklichkeit, eingefangen in losen Szenen aus dem Alltag von ganz unten.

Nicht nur dieser Fokus auf Themen, die wenig mit der „schönen“ Gattung Lyrik gemein zu haben scheinen, zeugt von der Einzigartigkeit dieser Texte. Auch ihr Design verblüfft. Denn Schimmelpfennig löst sukzessive die Grenzen zwischen den einzelnen Miniaturen auf, indem er Motive wie Herz, Dunkelheit und Angst, sowie einzelne Sätze mehrfach wiederholt und dadurch die Gedichte samt ihrer beschriebenen Schicksale miteinander verwebt.

Entstanden ist dadurch ein höchst verdichtetes Stimmungstableau. Die Tragik der Einzelnen, sie nimmt universelle Züge an. Sei es ein Poem über ein Leberkarzinom oder über eine verletzte Katze – die schwere Metapher vom „Schiff aus Stein“, sie passt in so vielen Situationen. Mehrfach begegnet sie uns und weist auf die

Statik der Tristesse hin. Ebenso unterstreichen Bildbrüche die Atmosphäre. „Die Knochenglocke / flattert auf, springt herum, / klingt wie ein kaputter Vogel“, lesen wir zum Beispiel. Nichts passt in diesem Kosmos noch zusammen. So sehr die Menschen Tritt zu fassen suchen, so schnell geraten sie in der allgemeinen Schiefelage selbst ins Straucheln.

Auch wenn man sich zunächst nicht des Eindrucks erwehren kann, dass alles verloren sei, gibt es in diesem Band ein Quantum Zuversicht, dokumentiert Schimmelpfennig doch hier und da auch Momente des Glücks. Mal halten sich zwei Jugendliche im Delirium die Hand, mal lesen wir „Du bist das Licht / in meinem Gesicht“ auf einer Wand.

Da ist sie dann doch, die Zärtlichkeit

Besonders ragt ein wiederkehrender Appell hervor: „Vervollständige die Zeile: / Wenn ich an dich denke –“. Zumeist folgt keine ergiebige Ergänzung, wodurch die anfangs scheinbar unstillbare Sehnsucht nach Zweisamkeit und Liebe zum Ausdruck kommt. Am Schluss allerdings wird daraus ein vollständiger Satz: nämlich dann „denke ich / an deinen weichen Blick, / an dein schönes Gesicht über mir“.

Man begegnet ihr also doch noch, der Zärtlichkeit. Manchmal in einer Geste, mitunter in einer unvorhergesehenen Nähe. Am deutlichsten offenbart sie sich derweil, wenn die ansonsten oft naturalistischen Gedichte den Sprung ins Fantastische wagen. So etwa in einem Text über die Königin der Nacht. In ihrem Reich müssen die Menschen kurzzeitig nicht über ihre Arbeit und den Stress nachdenken, sie dürfen sogar fliegen. Dabei gilt, dass „das Reich des Schlafes / (...) das Reich der Hoffnung, / genauso wie das Reich der Ängste“ ist.

Sobald der eine oder andere doch in einen Albtraum stürzt, fängt ihn die milde Regentin auf und weckt ihn. Ist das nun Gnade? Zweifelsohne! Sie entspringt einer berührenden Dichtung, die von den existenziellen Gründen des Menschseins herrührt.



Roland Schimmelpfennig: Bericht von der Mondlandung. Gedichte. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2025. 112 S., 18 Euro.



Karin Wieland (v.l.), Heinz Bude und Bettina Munk.

DAWIN MECKEL